

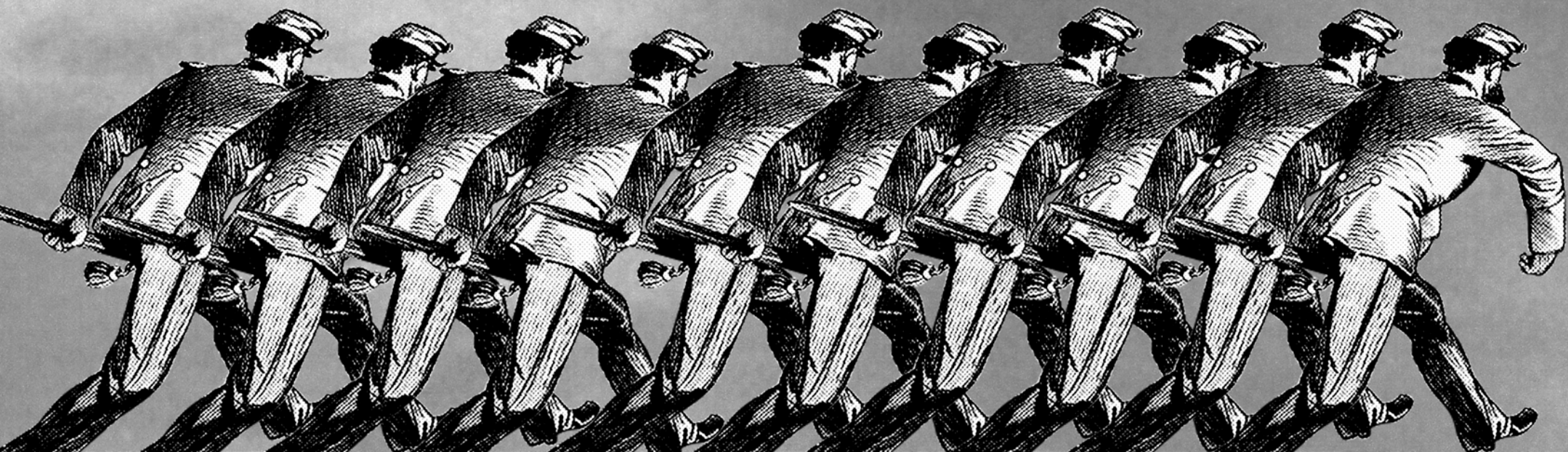
ISSN: 2194-1505

DAS PRINZIP DER SPARSAMSTENERKLÄRUNG ODER: FLUCHTWEGE ROH



ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR
UNDESSAYISTIK AUSGABE-NEUN-2013





„Japan! Japan! Tokio!“

E.K.

„Ich gründe einen Friseursalon und nenne ihn ‚Hairz4‘, dann schneide ich euch die Haare mit der Wohlstandsschere.“

F.B.

„Virginia sagt: ‚Film den Kreis Stahl A. 105 v.‘“

P.P.

„... und ich sag immer, Joey: Schritt für Schritt. Das ist wie Schäfchen zählen an einsam-kargen Berghängen, jedes einzeln und per Fernglas natürlich. Schritt für Schritt, dann klappts auch.“

M.M.



Inhalt

SEITE 4

MAGDALENA JAGELKE // Prosaminiaturen	SEITE 5
VERONIKA CHRISTINE DRÄXLER // Showbusiness	SEITE 8
MICHAEL DIETRICH // Der Ingenieur	SEITE 9
HENDRIK BLOEM // Das seltsame Gefühl der Ina aus Kleenstädten	SEITE 16
LUDWIG ABRAHAM // + / Kreuz Plus	SEITE 20
NILS TREUTLEIN // Fluchten IV - TP	SEITE 27
ADRIAN SCHIOP (ÜBERSETZT VON H. LACKUS) // Medikamente	SEITE 33
ANDREAS REICHELSDORFER // Wann ändern sich die Tage	SEITE 46
IMPRESSUM	SEITE 51



Magdalena Jagelke, Köln

Hölzer als Sechseck. Plättchen, ein Muster auf das Holz geklebt mit einer Pinzette. Fertig lackiert, geglättet mit Sägemehl, beginnt es zu blenden, steht aus zum Verkauf. Beschäftigte des Ladens führen es vor. Passanten gucken zu, bis das letzte Sechseck steht, die Helfer ‚Voilà!‘ rufen. Das Sechseck verkauft sich.

Angestellte massieren Körperteile, sagen, Gott helfe den Muskeln, den Seelen. Unter den Fingern der Angestellten seufzen Münder, träumen die Hirne.

Souk-Gitter-Magie. Schatten, Sterne. Zwischen dem Souk und der Sonne stecken Gitter mit sternförmigen Löchern.

Kuppeln sind mit Blattgold durchzogen, blitzen in der Sonne, blenden vogelperspektivisch.

Im Licht von Sonnenlampen, in Spiegeln mit Goldrahmen, trotz frisierter Haare und gecremter Haut erfassen die Betrachter die Wahrheit über den Körper. Münder lächeln trotzdem, sprechen davon, dass vor Gott alle gleich schön hässlich böse gut sind.

Waranenhäute, getrocknete Igel, Kugelfische, Schlangen in der Souk-Apotheke. Gurken gegen Bauchweh, gegen Haarausfall Igel. Harz sowie Krebse gegen Schmerzen aller Art.

Bäume auf dem Platz, darüber Ornamente. Es blenden vergoldete Laternen und aus Eisen.



Magdalena Jagelke

Ich habe mir vorgenommen, *Thaddeus of Warsaw, Les Aventures du Potowski* und das *Reisejournal* zu lesen [1].
Gefährliche Liebschaften lese ich immer wieder. Die Verfilmung kenne ich fast auswendig [2].

Bei der Lektüre mache ich mir Notizen: Die Mesdemoiselles tragen Häubchen, Negligés. Monsieur lässt sie zu sich bringen zur Wiese. Das Innere der Kutsche ist Raupenarbeit, Seide. Die Mesdemoiselles lächeln. Monsieur spielt diner.

Ein Instrument erklingt. Mesdemoiselles seufzen. Marmor kühlt die Körper. Monsieur rezitiert.

Die Gezierte, die Forsche, die Niedliche, die Kecke, die Durchtriebene. Und Alkohol nach der Oper.

Madame hat ihren Körper ausgestattet mit Schleifen, Ringen, silbrigen Federn. Monsieur hat sie erkannt, umarmt, er küsst sie. Er reicht ihr unter der Tafel Zettel.

Madame als Nonne, Monsieur als Pater, singen der Venus eine Messe.

Karyatiden, laterna magica.

Faun und Nympe. Madame trägt Schärpen, Monsieur ein Höschen aus Ziegenfell, und so weiter ...

Chessex' *De Sade* [3] nehme ich nach Polen mit. Das Buch hält meinen Magen gesund. Lese ich vor den Fressgelagen eine Textstelle wie diese, bekomme ich erst gar keinen Hunger:

[1] Jane Porter, „Thaddeus of Warsaw“, Jean Paul Marat, „Les Aventures du jeune Comte Potowski“, Johann Gottfried Herder, „Journal meiner Reise im Jahr 1769“.

[2] Choderlos de Laclos, „Gefährliche Liebschaften“/ Verfilmung von Stephen Frears, 1988.

[3] Jacques Chessex, „Der Schädel des Marquis de Sade“.



M. de Sade streckt das Gesäß hin, mit Laudanum versetztes Wasser rieselt zwischen den Hinterbacken des Alten, der jetzt die kleinen Schreie des Scheißens ausstößt, Jaullaute, ein ständiges Gurgeln in der Kehle, das dem rektalen Gurgel antwortet. Es ist dies das erste Mal, dass Doktor Doucet Gelegenheit hat, die Intimzone des Marquis zu begutachten. Vorerst bohrt er nicht weiter. Gleichwohl hat er Schürfungen in der analen, rotgeränderten Falte bemerkt, eine Art chronische Wunde, verschärft durch den Gebrauch eines Objekts zum Eindringen, ein Zwingding vielleicht. Fahl glühend gähnt das Gesäß, ein fruchtförmig gesäumtes Geschmeide, himbeerartig, so liegt ein rosa Rot über jenem waldigen Schatten, in den es locken möchte. Doktor Doucet fragt sich voll Bestürzung und Staunen: Was hat der Marquis

*getan, was tut er noch immer, um zu einem solch erstaunlichen Loch zu gelangen? Wer befördert dieses Laster? Was für monströse Objekte, poliert und ausgeklügelt gedrechselt, durchstoßen dieses ekstatische und rotschimmern-
de, fette Fleisch? Diese schweinische Schlüpfrigkeit, röchelnd, grunzend, dieser Fleischhaufen, der hechelt und unter dem Rüssel vor Lust vergeht [4].*

Wenn ich nach den Fressgelagen in dem Buch lese, funktioniert es bei mir als Abführlektüre.

Einmal habe ich das Buch vergessen. Ich versuchte es nicht mit dem Finger in den Mund stecken. Ich ging an den Ortsrand. Dort warten die Mädchen. Ich sah die kaputten Körper und übergab mich.

[4] „Der Schädel des Marquis de Sade“, Kapitel V.



Veronika Christine Dräxler, Fürstenfeldbruck

Der routinierte Griff an die Autotüre:
Sie ist nicht verschlossen.
Zwei Minuten davor: Hoffentlich steht
unser Auto noch.

Lachen. Kein Lachen mehr.

Eine Träne. Unterdrückt. Zweite Träne.
Fällt langsam aus dem Auge. Tropft auf
das schwarze Lenkrad. Eine billige Show
ist das, sagt er. Was für eine Show,
sage ich, das sind Gefühle. Gefühle kön-
nen keine Show sein, aber Shows werden
gemacht, um Gefühle auszulösen.

Die Autotüre ist also offen: Ein durch-
wühltes Handschuhfach. Kontoauszüge
zerfleddert auf dem Rücksitz. Eine Party
von Unbekannten in unserem aufgebroche-
nen Auto. Alles noch da. Auch die Par-
tyreste.

Sonst fehlte nichts. Bis auf das Mitge-
fühl.



Der Ingenieur

SEITE 9

Michael Dietrich, Manchester

Eine Frau und zwei Kinder erscheinen auf dem Spielplatz, auf den er von seinem Balkon aus angespannt blickt. Er hat auf sie gewartet. Sie setzt sich auf eine Bank, während die Kinder durch den Sand zu den Schaukeln rennen. Er prüft das rote Licht des Diktiergerätes, legt es vor sich auf das Tischchen und spricht hinein. „Es begann vor ungefähr fünf Monaten, kurz nachdem ich meine Stelle als Ingenieur verloren hatte. Ich saß damals hier auf dem Balkon, ging alte Tageszeitungen durch, als plötzlich diese Kinder auf den Spielplatz gerannt kamen. Anfangs mürrisch, begann ich sie zu beobachten; verfolgte das Schaukeln, die Schwingungen der kindlichen Frische. Es faszinierte mich bald. Mit jeder ihrer Schwingungen zogen die Kinder einen Vorhang vor meinen Augen auf,

der mir bisher die Sicht versperrte. Ich sah zwischen ihren Schwingungen hindurch, hinter die Vorhänge, in mich hinein; entdeckte ein altes, aus schlechtem Gewissen verdrängtes Ich, den Ingenieur. Er kam zu mir auf den Balkon. Wir analysierten die Kinder, die Verlagerung ihrer Schwerpunkte, sowie die Drehung ihrer Körper; alles was sie taten um die Schaukeln in Bewegung zu versetzten. Wir diskutierten über Kriechfall, Schwingfall und aperiodischen Grenzfall; entwickelten Experimente; die ganze Kinetik und Kinematik kam mir wieder zu Bewusstsein, begann wieder Sinn in meinem Leben zu machen. Doch haben wir beide auch festgestellt, dass wir uns fremd geworden waren. Die Zeit hatte mich verändert; ich hatte den für ihn gewohn-



ten Blick der Physik hinter mir gelassen, schaute mit den Augen des neugierigen Tagträumers, der ich in den letzten Monaten geworden war." *Er lässt einige Sekunden vergehen, bevor er weiter spricht.* „Er blieb immer bis die Kinder gingen, bis der Vorhang zufiel. Wir haben gemeinsam gegrübelt, gefachsimpelt, viele Hypothesen aufgestellt. Und um diese Hypothesen zu testen, führen wir heute unser Experiment durch, den bisherigen Höhepunkt unserer Arbeit. Die eigentliche Fragestellung, der Kern unserer Forschung, betrifft die Ursache des Schaukelns, die Motivationen der Kinder zu Schaukeln. Und wie man sich bei einer zerfallenen Einheit, bei zwei sich fremd Gewordenen denken kann, kamen wir zu sich widersprechenden Ergebnissen. Er ist der Ansicht, dass die Schaukeln für die Kinder Instrumente seien, durch welche sie den freien Fall kontrolliert erleben, durch welche sie

die Schwerkraft, bei minimalem Risiko, spüren können. Die Schwerkraft war für mich schon während meines Studiums unglaublich faszinierend. Sie ist der Drang der Materie nach Einheit, danach ein großes Ganzes zu bilden, sich mit anderer, mit aller Materie zu vereinen. Beim Schaukeln würde es den Kindern, seiner Ansicht nach, nur darum gehen, sich von ihrer bloßen individuellen Existenz zu lösen, um sich in einem gemeinsamen Erlebnis mit dem Rest des Universums zu bewegen, um in einer gemeinsamen Schwingung mit allem zu sein, um mit allem vereint zu werden. Die Kinder würden also der Gleichheit, der Undifferenziertheit entgegen fallen, ihr näher kommen. Meine Meinung ist allerdings, dass die Kinder schaukeln um die individuellen Impulse, die sie in sich tragen, auszuleben, um die Einzigartigkeit ihrer Impulse durch ihre Schwingungen spü-



ren zu können. Und zwar gerade, um der Schwerkraft und ihrem Drang nach Einheit und Gleichheit zu widersprechen; um der Schwerkraft und den Dingen in diesem Universum ihre eigenen, inneren Impulse entgegenzuwerfen, entgegenzuschleudern, um gegen das Universum anzukämpfen. Welcher dieser beiden Ansätze die Motivation der Kinder besser beschreibt, wird sich herausstellen, sobald die notwendigen Bedingungen zur Durchführung unseres Experimentes erfüllt sind.“ *Er holt tief Luft, räuspert sich, schaut nervös zu den Kindern und erhebt erneut die Stimme, allerdings in einer etwas tieferen Tonlage.* „Noch während dieser ersten Phase unserer Arbeit fiel ihm auf, dass wir etwas Entscheidendes vergessen hatten. Wir durften eine Vorbedingung der Schwingung nicht außer Acht lassen: es wird ein relativ stabiles Umfeld benötigt, das die Bewegungen der Kinder entgegennehmen und aufbewah-

ren kann, eine Struktur, an der sich die Impulse des Lebens festhalten können, um effektiv, also Schwingung, zu werden. Da die Schwingung durch das Gerüst geformt wird, mussten wir herausfinden, wie das optimale Gerüst aussehen müsste. Und wir kamen wieder zu zwei, sich widersprechenden Ansichten. Er dachte, es wäre am Besten, wenn das Gerüst fest im Boden verankert, durch ein Fundament mit ihm verbunden wäre, wie es etwa die Spielplatzgerätenorm EN 1176 vorsieht. So würde sich das Gerüst selbst kaum mit der individuellen Schwingung mitbewegen, man könnte sehr hoch schaukeln, so hoch wie ein jeder sich zutraut; man könnte seine ganze Kraft, sein ganzes Gewicht in die Schwingung legen, geradlinig, höher und höher hinauf. Ich sah allerdings eines Tages, wie die Kinder kreuz und quer schaukelten, versuchten sich in die Quere



zu kommen, sich um ihre eigene Achse im Kreis zu drehen. Daraufhin entwickelte ich die Ansicht, dass es nicht nur darum gehen könne, wie hoch man schwingt, nicht nur darum, den eigenen Schwung mit dem anderer zu vergleichen. Vielmehr muss es der Kitzel der Unvorhersehbarkeit in der eigenen Bewegung sein, der die Kinder antreibt; die eigene Schwingung in Beziehung zur eigenen Umwelt, zur gleichzeitigen Bewegung anderer zu genießen. Ein wackeliges Gerüst, das mitschwingt, auf die eigenen Impulse reagiert und so selbst zu einem erheblichen Teil zur Schwingung beiträgt, könnte also durchaus auch das optimale Gerüst sein. Es würde eine wechselseitige Rückwirkung erzeugen, sozusagen responsiv sein. Wie auch immer das perfekte Gerüst geartet ist, sicher ist, dass es der Schwerkraft standhalten muss. Denn alle Materie schwimmt ja gewissermaßen im Nichts, fällt oder fliegt

durch den mehr oder weniger leeren Raum und kann nur mit Hilfe der Schwerkraft eine Beziehung zu anderer Materie aufbauen, sich an dieser festhalten. Ebenso lebt der Mensch im Nichts, fällt dem Tod entgegen; ebenso erschafft auch er sich nur durch seine Beziehungen zu anderen Menschen etwas relativ Stabiles, das ihn festhält und auf dem er stehen kann." *Er schaut noch einmal kurz hinunter zu den Kindern.* „Die nächste Phase unserer Untersuchungen wurde von einer noch fundamentaleren Vorraussetzung bestimmt. Eine Frage, deren Erörterung uns ordentlich aneinander geraten ließ. Die Frage war nämlich, ob es eine gemeinsame Aufhängung für alle Menschen, für alles Leben gibt oder ob ein jeder und ein jedes an seinem eigenen Haken, womöglich sogar an seinem eigenen Gerüst, umherschwimmt. Letzteres, wofür er plädierte, dachte ich ausschließen



zu können. Denn, würde jeder an seinem eigenen Ausgangspunkt im Weltgewölbe umherbaumeln, könnte es überhaupt keine gemeinsame Bewegung geben; Gemeinsamkeiten zwischen Menschen, Ähnlichkeit in ihrer Schwingung, wären nur Illusion, nur Fiktion. Es könnte keinerlei reale Verbindung zueinander geben, da Begegnungen und Berührungen nur ganz kurz, nur während des Vorbeischwings, auf dem Weg in eine andere, vielleicht sogar entgegengesetzte Richtung, möglich wären. *Seine Stirn ist gerunzelt und er rückt sich nervös auf seinem Stuhl zurecht, schaut wieder zu den noch immer fröhlich schaukelnden Kindern.* „Meine Indizien für den gemeinsamen Haken sind aber auch weder zweifelsfrei noch stimmig. Denn, wenn es so wäre, wenn es diese alles verbindende Kraft, diesen gemeinsamen Nullpunkt aller Schwingungen gäbe, der uns alle miteinander verbindet und uns zusammenhält;

wenn wir alle am gleichen Haken umherbaumeln würden, Angesicht in Angesicht, Ego in Ego, Wahn in Wahn, dann müsste es ja aber auch möglich sein, dass ...“ *Er wird von lautem Knarren, Ächzen und Schreien abrupt unterbrochen, springt von seinem Stuhl auf und blickt gierig auf den Spielplatz. Mit großen Augen, weit offenen Mündern und flatternden Armen werden die Kinder durch die Luft geschleudert, landen im Sand, bleiben bewegungslos liegen. Die Mutter stürzt erschrocken zu ihnen. Der Ingenieur aber nimmt das Beobachtungsprotokoll hervor, kreuzt an, vermerkt, skizziert. Die Mutter verarztet die Kinder mit einem Taschentuch, streicht ihnen Tränen und Sand aus den Gesichtern, nimmt sie tröstend an die Hand. Zitternd, erblasst und weinend folgen ihr die Kinder, verlassen den Spielplatz. Er stutzt, zwinkert nervös, beißt auf dem*



Bleistift herum, kneift sich die Augen zu, wie jemand, der nicht glauben kann, was er sieht. Etwas war nicht ganz nach Plan gelaufen. Entsetzt stottert er: „Das unmittelbare Resultat des Experimentes überrascht mich sehr, denn ich hatte mit dem Eintreten oder Freiwerden weit größerer Kräfte gerechnet: Wechselwirkungen der Naturgewalten, Drohungen der Schöpfung an die kühnen Wissenschaftler. Doch es zeigten sich keinerlei Anzeichen einer Lösung für unsere Fragen. Die einzigen mit bloßem Auge beobachtbaren Reaktionen waren das Weinen und Schluchzen der Kinder und die Fürsorge der Mutter. Könnten diese etwa Antworten auf unsere Fragen sein?“ Er fährt sich durch den Oberlippenbart, rauft sich ein wenig die fettigen Haare, schüttelt enttäuscht den schwerfälligen Kopf. Plötzlich wird ein Schlüssel in das Schloss seiner Wohnungstür gesteckt; er schreckt zusammen. Eine

Frau kommt herein und zieht mit zwei traurigen Kindern ins Badezimmer ein. Das heiße, fiebrig werdende Gesicht in die Handflächen gelegt, fährt er sogleich fort in das Diktiergerät zu sprechen: „Für eine endgültige Auswertung und Interpretation der Resultate ist es verständlicherweise zu früh. Nur soviel: Ich mag wohl nicht bewiesen haben, dass alles Leben aus einer Aufeinanderfolge von Schwingungen besteht. Ebenso nicht, dass jede neue Schwingung auf der vorhergehenden, selbst der Allerersten, aufbaut. Was ich allerdings glaube bewiesen zu haben, ist, dass man einer Schwingung, in der man sich befindet, gewissermaßen ausgeliefert ist und, dass man nicht einfach mitten im Schwung aufhören kann. Ja, das habe ich leider durch mein Experiment bewiesen. Ich bin weiterhin der festen Überzeugung, auch wenn ich dafür keine Beweise finden



konnte, dass sich das Leben eines Menschen nur in dem Maße von dem eines anderen unterscheidet, wie sich deren Motivationen zu Schwingen voneinander unterscheiden; ebenso davon, dass, im Prinzip, jede simple Schaukel dasselbe wie ein Elektroenzephalograph abbilden kann." *Er schaltet das Diktiergerät ab, steht auf, um ins Badezimmer zu seinen Kindern zu gehen. Doch bleibt er so gleich, auf seine Aufzeichnungen starrend, stehen, zögert, grübelt für einige Sekunden; setzt sich dann rasch wieder hin, drückt wild auf dem Diktiergerät herum, bis es wieder aufnimmt: „Ich habe die Ausgangsformel, auf der das Experiment basierte, gerade überflogen und glaube, dass die Gesamtsumme der Schwingungen falsch sein muss. Er hatte mir versichert, man könne axiomatisch voraussetzen, dass die Schwingungen, wenn man sie zusammenfasst, sich gegenseitig auflösen, sich auslöschen, Null*

ergeben. Ich hatte ihm, ohne es selbst nachzuprüfen, geglaubt.“ Er ist aufgebracht, tritt wütend gegen die Säge; starrt, nach Antworten suchend, auf die weggebrochenen Stützpfeiler des Gerüsts. Dann brabbelt er, mit dem Glanz der Erleuchtung in den Augen, vor sich hin. „Nein. Er konnte das nicht wissen, das hätte er nie wissen können.“ Er lacht und schlägt sich mit der Handfläche an die heiße Stirn. „Die Gesamtsumme der Schwingungen ist Eins, nicht Null; denn das Leben schwingt immer etwas mehr vorwärts als zurück.“ Er schaltet das Diktiergerät ab und geht freudig, aber dennoch träge und abwesend wie ein Schlafwandler, ins Badezimmer.



Das seltsame Mundgefühl der Ina

SEITE 16

Hendrik Bloem, Hamburg

aus Kleenstädten

Er war Robbendompieur. Kein erfolgreicher, aber er führte diese Tätigkeit bereits seit mehreren Jahren aus und in der Robbenszene war er kein Unbekannter. Sie kannte ihn noch aus Schulzeiten. In eine Klasse waren sie nie gegangen, aber an einem Gymnasium in der kleinen Stadt, wie man später merkte, war es beinahe so, als hätte man gemeinsam die Schulbank gedrückt. Bisher hatte es aus ihrer Stadt nur ein Einwohner zu erheblichem Ruhm gebracht. Postmoderne Motive, welche das vorindustrielle (Deutsch?)Land der frühen 1900er Jahre in eine zukünftige Utopie betten, waren auf dem internationalen Kunstmarkt sehr gefragt und kamen für sechsstelligen Beträge unter den Hammer. Ob es ein historischer Ruhm würde, spaltete die Kritiker. Die FAZ war überzeugt, wegen

der Verknüpfung von Geschichte und Zukunft. Die taz sprach von verkrusteter Science Fiction und kritiklos zur Schau gestelltem ökologischen Frevel. Die anderen Namen auf der Wikipedia-seite der Stadt bestanden aus zwei Bundestagsabgeordneten und einem Vogelkundler, welcher die Sprache der Kleenstädter Spatzen transkribiert hatte und von den meisten Kleenstädtern als ‚Spinner‘ („Der hat einen Vogel. Einen in jedem Schwarm.“) bezeichnet wurde. Daher war Robert so etwas wie ein Leuchtfeuer unter den Söhnen der Stadt. Er ging einer außergewöhnlichen Beschäftigung nach und für Ina stand fest, dass er nicht ausreichend gewürdigt wurde. Das war ihr auch ganz recht, so hatte sie ihn für sich. Sprach sie über ihn (das kam



nicht häufig vor) konnte sie nicht anders, als ihn über den Klee zu loben. Ihre Augen glänzten und sie rutschte freudig hin und her, in der Erwartung, ihr Gegenüber zu begeistern ...

Jetzt war Ina im Zug und fuhr Richtung Küste. Ihr am Frühstückstisch vorsorglich geschmiertes Brötchen war gegessen und mit der Zungenspitze betastete sie ihre Zahnreihen. Gesalzene Butter auf einem Brötchen für 38 Cent, belegt mit Pfeffersalami und einer halben Scheibe Käse. Von der Schinkenaugenwurst war noch eine Scheibe in der Verpackung übrig geblieben. Wäre sie an den Rändern angebräunt gewesen, hätte Ina sie weggeworfen, aber so musste sie sich zu den drei Salamis gesellen. Aus der Vertiefung der Kaufläche hinter der Füllung holte sie etwas Brötchenmatsch. Sie stellte sich ihre Portionen immer als Menschenkörper vor, wenn es um die Größe ging. Dieser kleine Brocken aus

Brötchenmatsch hatte die Größe einer geballten Faust. Eine mittelgroße Pommes war ein Modelbein, einer dieser kleinen knusprigen Kartoffelstäbchen das Bein eines Dreiradkindes. Ihrem letzten Freund hatte sie das mal erzählt, aber der sah sie nur schief an und sagte nicht einmal, „Du spinnst“, oder etwas in der Art. Deshalb ging es zu Ende. Alles was nicht seiner „Normalität“ entsprach, ignorierte er schlichtweg. Er war zwar verlässlich und attraktiv, aber überaus langweilig, angepasst und ohne jegliche Phantasie.

Die Vorstellung, dass sie alles, was sie aß, an den Dimensionen eines Miniaturmenschen maß, gab ihr ein beruhigendes Gefühl. Risotto, Stampfkartoffeln, Grießbrei oder Eintopf fand sie zum Gähnen. Diese Gerichte aß sie äußerst selten, meist nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Alles was kei-



ne spannende Form hatte oder sofort zu einem undefinierbaren Brei wurde, mied sie. Asiatische Küche liebte sie.

Außer Fisch, den aß sie generell nicht. Eklig in Geruch und Geschmack. Und dann noch diese Gräten, wie riesige Stecknadeln oder Dolche, Degen, Schwerter! welche in die Zunge stachen, den Gaumen angriffen oder noch schlimmer: mit ihren chirurgischen Spitzen in das Zahnfleisch drangen und Fleischwunden erzielten oder an den Zahnhälsen entlang in die Zahnzwischenräume glitten und sie verletzten. Es reichte, dass die Robben den rohen Fisch fraßen. Fischfrikadellen waren geschmacklich besser, aber sie hatte keine Lust in einen Treckerreifen zu beißen. Bei Eis musste es Malaga, wegen der Rosinen (die Schrumpfköpfe, platte Fußbälle oder auf Fahrradgepäckträger geklemmte Jutebeutel waren), Cookies oder zumindest Stracciatella sein. In Stracciatella fand sie Geodreiecke, Feuer-

zeuge oder andere feste Werkzeuge, die mit einem dumpfen Knubben auseinander knibbten.

Nur bei geschmierten Brötchen fand sie nichts, was der äußeren Form entsprach. Wenn die Ober- und Unterflächen aufgrund der Butter aneinander vorbei glitschten und den Aufschnitt frei gaben, der plump aus der Mitte fiel oder butterig heraus glitt, gab es nichts, das diesem Gefühl entsprach, welches sie in ihrem Mundraum empfand. Und das faszinierte sie. Sie konnte tagelang nur Brötchen in allen Variationen essen. Am liebsten waren ihr die Stullen, die sie eine Weile in ihrer Tasche herum getragen hatte.

Sie ließ die im Mund gefühlte Faust hinter den Zähnen entlang wandern, biss darauf und schluckte gedankenverloren. Oh Shit, eine unangenehme Schärfe breitete sich in dem Teil ihres Rachens aus, der mit der Zun-



ge nicht zu erreichen ist, und bei Berührungen Brechreiz auslöst. Ein Pfefferkorn, welches seine Schärfe viel zu spät, aber mit einem Mal abgab, brachte sie zum angestregten Speichel sammeln. Eine Pfefferträne zog den Zeigefinger durch den Augenwinkel. Vorsicht bei dem Lidstrich. Ein Seufzen später war es überstanden, zum Glück hatte die Grimasse keiner gesehen, zu der sie das Pfefferkorn gebracht hatte.

Im kleinen Küstenort angekommen lief sie stracks zur Aufzuchtstation und kam wie immer rechtzeitig zur ersten Show. Die Robben machten Kunststücke, rutschten auf den glänzenden Beckenrand aus beigem Kunststoff, der einige abgewetzte Stellen aufwies, und fraßen die Heringe aus den grünen Eimern, welche Robert, in seinem Neoprenanzug, ihnen zuwarf.



Ludwig Abraham, Essen

+

Hier ist Astauder, that's a nice new age name.

Ich brauche deine Umarmung, ich bin hier und meine Angst ist gut geschützt – Jugend kostet weniger als der nächste Flug. Du liebst die wunderschöne West Side, den Strand und den makellosen Sonnenaufgang, der die sich hoch aufbauenden Wellen hinauf reitet. Ich bin ganz alleine, ich brauche dich hier in Santa Monica. California, California, California. California. California. Hoo, hoo, California. Hoo, hoo, California. CalifWie er da steht, wackelt Peters rechter Fuss im 4/4-Takt, ein Bus hält vor ihm, die auf einen Rollator gestützte alte Dame steigt nicht ein, wartet, wird von einem jungen Mann mit

umgedrehter, nur auf den Haarspitzen aufgesetzten Baseballmütze angesprochen, ob er ihr helfen darf, was sie verneint und stur geradeaus blickt, bis der Linienbus anfährt, die Sicht auf die Fußgängerampel freigibt und sich der ganze wartende Pulk Menschen in Bewegung setzt, um die vierspurige Straße zu überqueren. Unter ihnen dieser jemand, trägt große schwarze Kopfhörer, ohne jegliches empathisches Gefühl für seine momentane Umgebung, die Augen wahlweise auf Leuchtreklamen, interessante modische Erscheinungen oder ganz banal auf attraktive Menschen gerichtet – wie immer besonders auf junge Frauen mit kurzen Haaren, langen Beinen oder eben beidem. Er sei ein oberflächlicher Bursche, ständig an der Grenze zur lang voraussehbaren



Privatinsolvenz, früher hätte man wohl einfach Bankrott gesagt, echauffierte er sich kürzlich in einem lauten Lokal bei alkoholhaltigen Getränken, mit einer Mischung aus Ketamin und Speed in der Nase, im Rachen, im Blut. Echauffierte sich über sich selbst. Mit einer Mischung aus Ironie und Selbstmitleid in der Stimme, den Augen, der Haltung. Habt ihr Kokain gelesen, habt ihr Kokain gelesen, habt ihr Kokain gelesen. Habt ihr Kokain gelesen. Kokain, das ist nämlich nicht 1980, das ist 1917. 1904, sagt Patricia, schnaubt. Sie sollte jetzt den Arm lotrecht zum Boden in die Luft strecken und dann mit der flachen Hand und der größtmöglichen Kraft auf den mit Aschenbechern, Getränken, Werbezetteln und Zigarettenmaterial überfüllten Tisch schlagen, damit all das nach allen Seiten abgeräumt, verdrängt wird, die Verachtung eine noch besse-

re Geste erhält. Ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit, das bisschen Aufregung. Denkt Tom Verlaine: This case is closed, nicht in diesem Moment, dieser Schnitt ist künstlich, im Nachhinein eingefügt. Ich hab da eigentlich nur so Bilder aneinandergereiht, jetzt geht der da hin der meint er hätte auf der Filmhochschule alles gelernt und sagt: Hör mal Schneider, dein Film ist aber scheiße, da sind ja furchtbare Schnitte drin, was ist denn das, da ist ja gar kein Rhythmus drin. Und genau das ist das. Das sind die Typen, die sich zu Technomusik den Arsch verrenken und von Rhythmusgefühl keine Bohne haben und ich hab das Rhythmusgefühl und deshalb hab ich den Film so gemacht, weil ich hab den Rhythmus nämlich breit gestreut, über den ganzen Film und der Film hat einen Rhythmus, den siehst du aber ganz zum Schluss, man muss sich darauf einlas-



sen und den Film bis ganz zum Schluss sehen, bis nach dem Abspann, dann hat man den Rhythmus begriffen.

Patricia masturbiert in ihrem Bett, mit einem Gürtel, den sie sich um den Hals gelegt hat, schnürt sie sich die Luft so weit ab, dass ein minimales Ein- wie Ausatmen gerade noch möglich ist. Du schmierst mir Butter zwischen die Beine, schrieb sie einmal einem Liebhaber. Dieses Gefühl stellt sich ein, sie stöhnt laut auf, kommt, genießt die Ruhe, genießt die Ruhe, lockert den Gürtel, genießt die Ruhe, richtet sich auf, nimmt den Gürtel ab, wirft ihn auf ihr nur mäßig zerwühltes Lager. Ludwig schreibt diese Zeilen während sein Sitznachbar im Zug aus Berlin ins Ruhrgebiet auf eben diese Zeilen starrt. Sie zieht mit einer Hand einen Stuhl mitsamt darauf platziertem Laptop ans Bett, startet eine Aufnahme von _____ und setzt sich, immer noch nackt, voller Schweiß und eigenem Saft,

auf den Rand ihrer Matratze, die Füße auf dem Boden, den Rücken nach vorne gebeugt und beginnt im Netz nach einer Busverbindung zu suchen. Das billige Laminat unter ihren Sohlen fühlt sich besser an als die alten Dielen in ihrer vorherigen Unterkunft (die Straße runter, rechts, über der Trinkhalle), vor allem weil sich Patricia nicht wieder Splitter einfängt, die so klein sind, dass man sie kaum bemerkt, aber dennoch eine ungute Entzündung verursachen können. Umzug dann aber nicht wegen des Bodens, sondern wegen den total auf Hardstyle festgefahrenen Nachbarn - hier einfügen: Bild aus der Gruppe PA of the Day vom Qlimax 2009 im Gelredome/Arnhem, insgesamt 192 V-DOSC Line-Array-Elemente und 144 Subwoofer beschallen 35.000 Menschen. Sie wechselt, immer noch körperlich aufgeheizt, aber mittlerweile entnervt vom Suchalgorithmus des



regionalen Verkehrsverbunds, zu einer der Registerkarten, die in ihrem Rechner auf Patricias Restzeit warten. Anlässlich von Straßenbauarbeiten stellte sich 1958 heraus, dass die am Eingang der englischen Luftwaffenbasis Scampton aufgestellte Grand Slam-Bombe keineswegs leer oder mit Beton ausgegossen war. Vielmehr war auf dem Militärflugplatz in der Nähe von Lincoln 12 Jahre lang eine scharfe Zehn-Tonnen-Bombe ausgestellt worden. Die Waffe wurde dann unter strengen Sicherheitsvorkehrungen zum Experimental-Schießplatz von Shoeburyness verbracht und gesprengt. Ihre Explosion war noch in einer Entfernung von 16 Kilometern zu hören. Oder auch In the late 1950s, as a preliminary to road widening work by Lincolnshire County Council, the gate guardian - then a Grand Slam bomb - had to be moved. Efforts to lift it with a small crane proved futile, as it was much heavier than

expected. Upon closer examination, it was found to be still filled with live explosives. It was carefully removed on an RAF low loader and detonated on a test range. It is unclear how a live bomb managed to be put on display, but it seems that it was in place for well over a decade. Had the bomb exploded it would reportedly have flattened the entire air base, and much of northern Lincoln (including its cathedral). Patricia markiert, drückt cmd + c, wechselt via cmd + tab zum Dokument Sammelstelle.odt, bewegt den Cursor unter *Lillien Kette*

http://de.wikipedia.org/wiki/Reinhard_Heydrich

[http://de.wikipedia.org/wiki/Werner_Best_\(NSDAP\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Werner_Best_(NSDAP))

http://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Achenbach (in Essen?!)

http://de.wikipedia.org/wiki/Willi_Weyer



http://de.wikipedia.org/wiki/Thorsten_Heise

und kopiert mit cmd + v den Text in ihren Privatbesitz. Reprise. Save, close, Szene, Vorhang, zwischen zwei Sitzreihen im Pariser Théâtre de la Ville liegt Rainer, während sich die Tänzer der Kompanie auf der Bühne aufwärmen. Zur Begleitung des Ballettunterrichts spielt ein älterer Herr auf einem der klapprigen, extrem billig hergestellten Keyboards (die vor Jahren in großer Menge für ein anderes Stück erstanden wurden), macht dabei aber keine gute Figur, verspielt sich in kurzen, aber unregelmäßigen Abständen, lässt die Frauen und Männer auf der Bühne immer wieder aus dem Schritt kommen, bis es dem japanischen Lehrer reicht und er den weißhaarigen Keyboarder freundlich darauf hinweist, dass ab jetzt nur noch Übungen ohne musikalische Unterstützung durchgeführt werden. Rainer lauscht all dem mit geschlossenen Augen auf dem Teppichboden, liegt mit

geschlossenen Augen auf dem Teppichboden, während er versucht diverse Stunden Schlaf nachzuholen, mit dem Kopf auf dem zusammengerollten olivgrünen Pullover mit geschlossenen Augen auf dem Teppichboden, der Pullover der in Rennes nach dem Ausladen aus dem Theater auf einem der Plätze auch nach mehrmaliger Nachfrage liegengeblieben war und damals in seinen Privatbesitz überging. Pina Bausch schlief oftmals auch zwischen den Sitzreihen der Häuser an denen ihr Tanztheater zu Gast war, raunte ihm vorhin beim Mittagessen ein Kollege zu, der später auch noch den exzessiven Zigarettenskonsum der Choreographin ansprechen sollte. Dass ihm Pina Bausch in ästhetischer Hinsicht schon seit dem ersten Stück das er sah suspekt ist, hatte Rainer verschwiegen. Nur nicht arrogant wirken, schon gar nicht wenn man es eigentlich ist, dachte Peter, legte



sich, während es draußen schon längere Zeit dämmerte, in das Bett seines ehemaligen Mitschülers, küsste den ihm abgewandten 26 Jahre alten Studenten sanft auf den Nacken, griff um ihn herum, berührte ihn am Hüftknochen, der auf der Matratze auflag, darin einsank und sa leider ohne die katalanische Tänzerin mit den immer roten Lippen, von der Rainer seit dem letzten Gastspiel nicht nur rein künstlerisch, sondern mittlerweile auch sexuell schwer angetan war, macht er sich auf den Weg in das nah am Hotel gelegene Viertel Montmartre, I'm all alone, steigt den Hügel zum Sacre Coeur hinauf, überall werden Holzhütten eines großen Markts abgebaut, es ist mitten in der Nacht, trotzdem tönt Frank Sinatras Stimme mit festlichem Ornament aus diversen Lautsprechern die auf Dächern, an Laternenmasten und im Inneren verschlossener Stände angebracht sind. Auf dem ersten Absatz der großen Trep-

pe - die direkt vom Vorplatz des Portals nach unten führt und wegen ihrer Aussicht auch zu dieser Stunde noch Menschen anlockt - steht ein Auto, darin vier Jugendliche die sich unterhalten, arabischen Miami Bass hören und Orangensaft aus Pappkartons trinken. Ob da Alkohol beigemischt ist, fragt sich Rainer, nicht zu erkennen, I need you here in Santa Monica, nicht möglich. Auf dem Weg zurück zum Hotel das direkt gegenüber des Gare du Nord gelegen ist, stößt er auf ein altes Metallschild, An alle Franzosen Frankreich hat eine Schlacht verloren! Aber Frankreich hat keinen Krieg verloren! Nichts ist verloren, denn dieser Krieg ist ein weltweiter Krieg. In diesem freien Universum gibt es starke Kräfte, die noch nicht aufgegeben haben. Eines Tages werden diese Kräfte den Gegner bezwingen. Frankreich muss sich an diesem Tag siegreich zeigen.



So wird es seine Freiheit und seine Größe wiedererlangen. Am nächsten Tag wird sich ein Mann in Notre Dame erschießen. Sie findet endlich den Artikel, schickt ihn an den Drucker, greift sich erst ihren Rucksack, dann das Papier aus dem Auswurf, faltet und schiebt es in die Gesäßtasche ihrer schwarzen Jeans, schnürt sich die Turnschuhe, tritt aus der Wohnung, schließt die Tür hinter

sich und sprintet die Treppen hinunter, während die frischen Buchstaben durch die abgenutzte Hose ihre Haut wärmen. Aber nicht zum Lachen ist es, wenn zwei hiesige Herren der genannten Partei an einen Schulbuben sich wenden, um ihn auszufragen. Und nicht zum Lachen ist, wenn jemand für Tatsache hält, was er in einen allzu phantasievollen Jungen hinein gefragt hat.

+ ist ein Text aus einer konstant fortgesetzten Reihe ohne klare Abfolge.

Ein anderer Teil - Marathon - erschien bereits im Zine FRIDAS ADVENTURES IN THE MISTY BLACK FOREST des Kleinen Schwester Verlags, ein weiterer - tu ten - wird demnächst im selbigen Verlag folgen.



Nils Treutlein, Wien

Dann ist es wieder Nacht. Trailer Pinkock liegt im Bett; hört die Heizung klopfen. Ein ganz angreifendes Licht ist ins Zimmer gelangt, fahlweiß und kalt. Trailer hat Hunger. Möglich, dass er an Sza Sza denkt, die mongolische Praktikantin in ihrem grauen Bodysuit; dazu das Senfgelbe, das Strickjäckchen und höchsthohe braune Wedges. Er wird einkaufen gehen müssen. Wenn er schon nicht mit ihr reden kann, sollte er wenigstens gut aussehen, fesch sein.

Unter Trailer atmet das Mietshaus. Und beim besten Willen kann er sie nicht alle aufzählen; mit ihren Nicklichkeiten:

- Den Odo nicht, immer so laut mit der Tür.
- Die Mischkullig-Wampe nicht, immer ganz freundlich, - sogar gegen Fremde.

- Den schwulen Cafetier nicht, allein mit dem Atemgerät.

- Die Alten generell nicht, die nur noch ganz kleine Radian ziehn vor der Sonne.

- Kinder gibt's keine im Haus. Was gut ist. Was recht besehen davon ablenkt, wie arg sich die eigene Kindheit verdünnt.

Dann die Namenlosen, die Fleißigen, die träumen von einer besseren Stadt. Auch sie sind schon lange hier, ihre Schiffe ganz algig an der Wasserkante. Und immer noch bereit zum Weiterzieh'n, - ins Projektive.

Trailer denkt an seine Netze. Ganz einsam liegen sie wohl unter der öligen See. Die Reusen und so:



Actienreuse, Girlsreuse, Phantasmareuse
- und das große Schleppnetz, das sich
neulich verheddert hat.

Die Heizung pocht. Er kann nicht hier
bleiben. Nicht in dieser tickenden Stil-
le.

Wir sehen Trailer Pinkock in die Kneipe
steigen, sich am Geländer die letzten
Stufen emporziehen. Er schwitzt mäch-
tig. Auch, weil er die Lindsay besucht
hat, in der augmented reality; und nun
ist's wirklich passiert: das Sauweib
hat sich verabschiedet: in den Entzug.
Trailer stemmt sich gegen die Tür, von
drinnen hört er den Sophomore grölen,
dass die ganzen Ärschelchen hier alle
schon wieder so verboten gut aussähen.
Er nimmt's nicht persönlich; kann das ab.
Durchquert die Kneipe geduckt, schnell
an den Fenstertisch ran, Strasse gu-
cken, trotzdem den Sophomore dolchen,
rückenlich, wie er dort in seinem Rudel

am Tresen sitzt und säuft, dass sich
Gott erbarmen möchte. Die Lindsay im
Entzug! Trailer ist ganz aufgekratzt.
Dann kommt der Nachtoktopuss ihn är-
meln und angehn um ein paar Schekel.
Das scheint das Neuwort gerade, der
sog. hot shit: und während Trailer ein
paar Münzen sucht, grüßt er den Ar-
beitskalmar am kleinen Tischchen bei
den Toiletten. Das der schon wieder da
ist, vor seinem Bildschirm.

„Die Lindsay hat sich eingewiesen!“
Trailer muss das jetzt loswerden.
Sagt's dem Nachtoktopuss - was Ver-
schwendung ist. Und der antwortet auch
entsprechend:

„Dies faschierte Flittchen?“

„Nenn's nicht so, Nachtoktupuss, es
ist eine liebe Oberfläche.“

„Die Schekel kriegste wieder, ich ver-
sprech es heilig, aber die Lindsay -
ist ja so billig, echt uncool. Und
jetzt wo du's sagst: der Sophomore



hatte gestern ein Jüngelchen mit, das sah ihr nicht unähnlich, aber es war ein ganz grausiger Abend, hui, hui."

"Haste da dein blaues Auge von?"

"Ja, aber das geht dich nichts an."

"Aber dich geht die Lindsay was an, ja?"

"Nein, nein, geht mich nichts an, iwo. Ich find's ja in Ordnung. Möchtest du vielleicht tanzen?"

"Nein, ich möchte alleine sein."

Leider geht das nicht, weil ein Bersten die dunkel-malvige Atmosphär zerklüppelt und dann ragt die Schnauze eines Krankenwagens in den leeren Fensterrahmen. Nur der Nachtoktopuss und der Sophomore sind sofort tot. Weil die Hälfte der Fensterfront jetzt fehlt, ist es eine Weile ganz still; ein leichter Luftzug wird bemerkt. - *Lindsay ist für den Entzug viel zu zart*, denkt Trailer und tupft sich mit einem Seidentaschentuch die Stirn.

"Wer kommt mit, die Schauspieler foltern? - Wer kommt mit, die Kammerspiele anzündeln?" Der Sophomore grölt wieder von der Bar. Dann erhebt er sich schwer, fängt einen Sauftanz an: "Flagellantenprozession, Flagellantenprozession", schreit er, und dann: "Schaumwein für die kleinen Sehnsüchte, Schaumwein für mich!"

Der Arbeitskalmar isst ein Lachsbrot. Mit zarten Lippen netzt er den glänzenden Salm, dann verkostet er.

Trailers Augen suchen Halt. *Lindsay*, denkt er.

"Rose kaufen, mein Herr? Nur drei Euro fuffzig!"

Trailer kauft die Rose.

Der Sophomore bedankt sich, lässt sich auf den Stuhl gegenüber fallen. Er dampft fast vor Anstrengung.

"Was willst du", fragt Trailer, ohne ihn anzusehen.



Der Sophomore beginnt tragend zu singen:
 „Trailer, Trailer, haha/
 Fährt auf das große Meer/
 Barben und Suhlegel grabschen/
 Aber sein Boot leckt/
 Aber sein Boot leckt/
 Kinder, schaut, seht doch/
 er steht schon/
 zu beiden/
 Knien/
 im kalten/
 Wasser der Unsichtbarkeit/
 Ho hohoho hohoho...
 Los! Killepitsch für alle, der Trailer
 zahlt's auch.“
 „Was sollte jetzt das, bitte?“
 „Gern sag ich's nicht, aber ich habe
 gewonnen.“
 „Und das bedeutet?“
 „Dass du verloren hast.“
 „Und was war der Einsatz?“

„Das weißt du recht gut, nicht wahr?
 Mir war's, als hätten wir's schrift-
 lich fixiert.“

Trailer isst die Rose. Die Dornen darf
 er abknipsen; sehr galant der Sopho-
 more heute. Hustet und würgt etwas da-
 bei, unser Trailer. *Abartig*, denkt er
 sich. Der Geschmack sehr bitter, wäh-
 rend der Sophomore sich sein Bärtchen
 zwirbelt; belustigt guckt. Wie er die
 Kaubewegung nachahmt, Lippen spitzt,
 den Schluckapparat sichtbar schmackeln
 lässt. Ein böser Mensch! „Und jetzt,
 Trailer, nachdem du so schön gegessen
 hast, habe ich gleich ein neues Rät-
 sel: Wann fängt die Unsichtbarkeit an?
 Mit Dreißig, Vierzig...?“

„Die Unsichtbarkeit“, sagt Trailer
 nach langer Stille, „zeigt sich in den
 ersten Kräusellinien unter den Augen.
 Sie gräbt sich mit der Zeit ein, bis
 tiefe Wirbel in der Haut drucksen.“
 „Noch etwas?“



„Die Unsichtbarkeit ist eine Erschlafung von Backen, ein Leiern, wo Lippen zu oft in Bewegung waren.“

„Und innerlich? Wie sieht es da aus?“

„Innerlich? – Ja, innerlich ist schlecht.“

*

Später in der Nacht stehen beide vor einem langen Zaun. Dahinter steigen in kurzen Abständen Flugzeuge in den Himmel. Es ist ganz laut. Der Sophomore hat seine Hände in den Maschendraht gekrallt, Trailer trinkt einen Schluck Punsch aus einer Thermoskanne mit Hasen darauf. „Eigentlich ist es mir egal, dass du mir das Jüngelchen weggenommen hast, viel schlimmer ist, dass die Lindsay wirklich im Entzug ist. Die steht das nicht durch. Ich wette da passiert was. Sie ist so zart.“

„Aber die Klinik sieht aus wie ein Schloss, da wird schon nichts passieren. Wirst sehen: zwei Wochen, dann dreht sie den nächsten Film oder eröffnet ein Restaurant. Wirst sehen. Das Jüngelchen hat, nebenbei gesagt, ganz komisch gerochen, ich will's auch gar nicht mehr. Ich tret' ihn dir ab.“ „Das ist mir jetzt schon egal geworden.“

Trailer nimmt noch einen Schluck. „Schau mal, wie die Bäuche in der Nacht verschwinden ... wie viele das sind. Wie viele Bäuche da treiben.“

„Aber es ist doch nicht die Lindsay oder der Wind, die dich wach halten, nicht wahr Trailer? Nicht wahr? Da ist doch noch etwas anders, hab ich recht?“

Wieder kommt ein Flugzeug auf dem Beton auf, wuchtig quietschend, dann flieht der Rumpf nach hinten; schnell wird er kleiner.



Sie sehen sich an.

„Morgen“, sagt Trailer, „Wer es morgen zuerst schafft, dem Arbeitskalmar die Excel-Tabelle zu löschen, dem zahlt der andere einen Flug nach Stockholm.“

„Das ist eine gute Wette. Sie ist unglaublich gemein ... Aber was willst du in Stockholm, Trailer?“

„Unsichtbar werden.“

Der Feldweg steht hell erleuchtet, die ganze Strecke am Rollfeld entlang. Und hinten nicken die Föhren.



Adrian Schiop, Bukarest (Übersetzt von Hendrik Lackus)

Obwohl ich in Auckland am 28. Februar losgeflogen bin und etwa 36 Stunden in realer Zeit reisen und dabei 3 Mal umsteigen werde, komme ich in Rumänien auch am 28. an. Das liegt an den Zeitzonen, erklärt mir mein Sitznachbar, ein dänischer Traveller. In Singapur geht's für ihn weiter nach Bangkok, für mich nach Frankfurt.

Er kennt den Flughafen, er ist huuge, einer der Verkehrsknotenpunkte zwischen Asien und dem südlichen Teil des Erdballs - vor der Landung gibt er mir Travellertipps: „Iss nicht in einem der Restaurants, es gibt einen sehr günstigen Supermarkt im ersten Stock, du hast 6 Stunden Aufenthalt? Es gibt ein Kino für umsonst, wenn du dich langweilst.“ Ich höre ihm ergeben zu, die Hände auf

den Knien, aber ich kann ihm nicht glauben, ich kenne diese zwanglose und kalte Liebenswürdigkeit nur zu gut, die immer unverbindlich bleibt.

Der Flughafen ist wie Heathrow, mit sehr langen Terminals. Mich schwindelt ein bisschen, die unpersönliche Ausdehnung des Ortes bringt mich aus der Fassung. Die Wände meines Kopfes sind noch zerbrechlich, aber in der Hosentasche habe ich Tabletten, zwei Sorten, Beruhigungs- und Schlafmittel. Ich habe sie in einem Tütchen, das ich von Zeit zu Zeit drücke, aber ich will keine nehmen, bis ich nicht ins Flugzeug gestiegen bin - ich habe einen Nervenzusammenbruch hinter mir, gefolgt von einem dauerhaften Fieberzustand und schließlich (vor zwei Ta-



gen) eine Panikattacke über 14 Stunden; vor mir habe ich eine Reise von 25 Stunden und zwei Kontinente zu überqueren. Ich suche einen Ort zum Rauchen und treffe auf ein paar Käfige mit Glaswänden, in denen man schnell eine Zigarette raucht und wieder geht. Dort sind ein paar Europäer, die mit zwanglosen und kalten Gesten diskutieren und mürrische Asiaten mit einer autistischen Erscheinung, zu denen ich mich reflexartig geselle.

Ich drehe mir eine Zigarette. Ich rauche und mir wird schwindlig, es deprimiert mich irgendwie und ich haue schnell wieder ab; ich darf nicht stehenbleiben, muss mich bewegen, Bewegung gibt Sicherheit, reißt dich aus den Zuständen.

Und so suche ich den Supermarkt des Dänen. In den Regalen halte ich Ausschau nach etwas billigem und irgendwie essbarem. Die Preise sind unerschwinglich,

Preise eines touristischen Staates der Ersten Welt; am Boden eines Regales finde ich ein paar hässliche und billige Kekse, wie die aus dem Kommunismus, davon kaufe ich zwei Päckchen. Ich drücke mich zwischen den Regalen herum, vergleiche die Preise, überschlage fieberhaft und bemerke scharfsinnig, dass die internationalen Marken teurer sind als am Flughafen in Auckland. Ich versuche den Kopf beschäftigt zu halten, gebe ihm idiotische Gedanken zu kauen, dass er sich nicht erschrickt und verrückt wird.

Ich habe noch 5 Stunden und 15 Minuten zu warten, spaziere zwischen chinesischem Kitsch, eine Art Park mit Natur aus Singapur, Palmen, Farnen, einem Brückchen, alles künstlich, außer vielleicht dem Wasser und den Fischen darin. Sehr sauber und akkurat funkeln die Palmen und Farne, als wären



sie poliert. Ich werde müde, spüre das Verlangen, mich auf einer Bank niederzulassen. Ich betaste ein Palmenblatt, es ist trocken, vertrocknet, unter dem Plastik spürt man den Stoff.

Vor mir, auf dem Brückchen hält ein rötliches, englisches Pärchen an, um sich die Fische anzusehen. Sie zeigen mit dem Finger zum Wasser, rufen mit gedämpfter Stimme irgendwas - aber ihre Sprache, die Haltung, der Akzent, alles was von ihnen kommt, bedrückt mich. Meinem Gehirn wird schlecht; nur sechs zerbrechliche Stunden trennen mich von diesem Land, in dem ich mehr als ein Jahr versackt bin - ich kann es nicht mehr hören, fertig, es reicht mir.

Ich erkunde den Raum, versuche mich mit Gedanken und Bildern zu füllen. Ich bin klebrig, beginne, eine Dusche zu suchen. Ich finde ziemlich bald eine, aber

die ist teuer, 15 von ihrer Währung, also umgerechnet 20 USD. Ich suche ein Behindertenklo, aber das befindet sich genau in der Mitte des Flughafens und ich wage nicht, es zum Waschen zu verwenden. Ich würde tot umfallen, wenn mich jemand des uniformierten Flughafenpersonals hineingehen sehen würde. Ich hänge mit der nächsten Bewegung in der Luft, weiß nicht mehr, was ich noch machen soll.

2 Stunden lang stehe ich herum, wippe von einem Fuß auf den anderen.

Ich suche eine Toilette. In den Kabinen entdecke ich türkische Klos, mit Fußflächen, wie in den rumänischen Busbahnhöfen vor 30 Jahren. Dieser Anachronismus überkommt mich süßlich, die Kindheit auf dem Land, die Fahrten mit dem Bus nach Sibiu, der Geruch von verbranntem Öl ... Was diese Süße



bricht, ist ein seltsamer Schlauch an einem Wasserhahn für muslimische Verrichtungen. Der Schlauch ist ziemlich kurz, er reicht mir bis zum Bauch, kann aber zum Waschen verwendet werden. Ich wasche mich methodisch und ignoriere die Männer, die man eintreten hört.

Noch 4 Stunden und 50 Minuten zu warten. In Bukarest erwartet mich meine Kusine mit dem Auto und ab Frankfurt reise ich mit Rumänen - im rumänischen Flugzeug betrinkt man sich, erzählt Witze, hört Manele, ich bin quasi zu Hause, brauche also keine Angst mehr zu haben. Diese Stunden muss ich also gar nicht mehr mitzählen, also sind noch 21 Stunden im Kopf.

Ich drehe den Kopf in Richtung der Glaswände, die mich vom Wartsaal trennen - mein Blick füllt sich mit Asiaten. Es gab viele davon in Neuseeland, aber dort haben sie nicht den Ton angegeben - so wie

ich, sie lebten abgetaucht in einer fremden Realität ... Sie sitzen unbeweglich auf den Stühlen, die Kinder spielen schweigsam ein paar Meter weiter. Ich habe noch nie so viele Asiaten auf einmal gesehen und werde die Gelegenheit wohl auch nie wieder haben. Mein Land ist bankrott und ich bin noch bankrotter, ich fliege zurück, um mich dort zu begraben; ich werde alt werden, ohne etwas von dem gesehen zu haben, was mich interessiert auf dieser Welt.

Ich sollte nicht an sowas denken, also setze ich mich wieder in Bewegung. Die Terminals sind mit dem Zentrum des Flughafens durch sehr lange Rollbänder verbunden, wie bei Asimov. Ich steige auf eines, halte an einem Käfig aus Glas, um eine Zigarette zu rauchen und drehe noch eine Runde durch den chinesischen Park, mir läuft kein Englän-



der über den Weg, der mich verschreckt, trotzdem finde ich nicht meinen Platz.

So fängt es an, eine ziellose Ungeduld, eine Anspannung, die deine Nerven frisst wie ein Geschwür, ein Juckreiz, den du nicht los wirst, weil er von innen kommt. Ich suche eine Richtung, um mich wieder in Bewegung zu setzen.

Ich kehre zur Rollbahn zurück, in gegenläufiger Richtung zum Terminal, von dem ich kam, dort ist es intimer. Im Wartesaal haben die Asiaten eine Schlange gebildet und checken ein, ich fahnde nach interessanten Gestalten: Der Junge vom blauen Flughafenpersonal, der mit bestimmten, professionellen Gesten die Leute nach Metall durchsucht.

Der Junge ist mollig und klein, er reicht mir irgendwo bis zur Brust. Er gefällt mir, seine bärchenhafte Gestalt, mit

runden Wangen, nur seine Schlitzaugen passen nicht ins Gesamtbild.

Die Leute sind durch mit dem Einchecken, hinter den Glaswänden hört die Animation plötzlich auf, es wird ruhig, es fällt mir schwer, mich an die Leere zu gewöhnen, die zurückbleibt. Es bleibt nur das Bärchen mit einem blauen Mädchen vom Flughafenpersonal. Der Junge hat sich entspannt, ist aus seiner Uniform herausgetreten und – ich weiß nicht, wie ich es anders sagen soll – ist „Person“ geworden, eine private Existenz. Er wirft den Kopf nach hinten, gestikuliert aus dem Handgelenk, wiegt sich aus der Hüfte, während er was weiß ich was dem Mädchen erklärt.

Klar, er ist schwul. Mein Interesse lässt nach, aber trotzdem haut es mich noch um, ihn anzuschauen, die Lee-



re die hinter den Glaswänden geblieben ist, deprimiert mich.

2 Stunden und 50 Minuten. Ich fixiere ihn eindringlich und dreist während er mit dem blauen Mädchen spricht; ab und zu sieht er zu mir, aber er hat nicht den Mut meinen Blick auszuhalten.

Endlich trennt er sich von dem blauen Mädchen und geht weg in Richtung der Mitte des Flughafens. Er geht langsam, mehrmals dreht er den Kopf und schaut zurück. Soll ich, soll ich nicht - es ist mir klar, dass ich ihm nicht gleichgültig bin, das Problem ist nur, ob meine Nerven sowas mitmachen.

Ich hole ihn schließlich ein, frage ob er etwas freie Zeit hat. Er fragt mich weshalb - ich verstricke mich nicht in Umschreibungen oder Witzen und sage ihm ins Gesicht, dass er mir gefällt.

Ich schleppe ihn ins erstbeste Café. Er bedeutet mir, dass es besser wäre wenn wir von dort verschwinden, denn in seiner Arbeitszeit könnte er von einem Chef gesehen werden. Er hat nur 20 Minuten frei. Ich atme erleichtert auf, 20 Minuten sind wenig für eine Sache sexuellerer Art. Dann denke ich, der Junge führt mich irgenwohin, um mir schnell einen zu blasen, zwischen Tür und Angel, die Vorstellung versetzt mich in Panik. Ich habe plötzlich Lust allein zu sein, aus dieser Geschichte zu desertieren, es ist definitiv nirgends so sicher wie zwischen den eigenen Gedanken.

Er bringt mich zu einem Raucherkäfig und, Überraschung, eine der Glasscheiben ist in Wirklichkeit eine Tür, die zu einer Außenterrasse führt.

Ich atme erleichtert auf, es ist also keine Rede von Sex.



Es ist Nacht, Ortszeit 9:35 Uhr, trotzdem ist der Übergang vom klimatisierten Innenbereich zum äquatorialen Klima draußen hart – mit den ganzen Installationen, die eisige Luft ausblasen. Ich atme warmen Dampf, wie an einem heißen und schwülen Abend. Im Fernsehen sieht man nur Bilder von einem bunten Paradies, der Fernseher deckt jedoch nur zwei von fünf Sinnen ab. Mit den restlichen Sinnen stelle ich fest, dass die Realität ganz anders ist, erdrückend und unwirtlich.

Da sind winzige Palmen in Blumentöpfen, hohe Tische und ein paar Bänke am Rande. Ich setze mich abseits auf eine Bank zwischen zwei Blumentöpfen, er bleibt stehen. Ich frage ihn, ob ich ihm nicht Probleme mache, meinem Vorurteil nach befinde ich mich in einem sklavisch asiatischen Staat, wo die Menschen diszipliniert sind und wie Roboter arbeiten. Er sagt nein, seine Kollegin wird

ihn decken. Ich frage erneut nach seinem Namen, beim ersten Mal hatte ich ihn nicht verstanden. Er sagt ihn mir nochmal, diesmal in Silben, Naz-ri, wir wiederholen im Chor, Naz-ri. Ich bin entzückt.

Komm neben mich, sage ich ihm heiser, plötzlich von der Hitze überwältigt; das geht nicht, schüttelt er vernünftig und schwer den Kopf, *I'm not allowed to sit down*, wenn da Passagiere sind, die stehen. Es sind eine Menge Europäer auf der Terrasse, die, auf die Stehtische gestützt, zwanglose und kalte Gespräche führen – doch die Bänke sind frei geblieben. Dann komm wenigstens etwas näher, bitte; als er sich nähert, berühre ich ihn unmerklich mit dem Knie am Oberschenkel.

Ich stehe auf, es ist mir danach, meine Wange an seiner zarten, glatten Wange zu reiben. Ich sage es laut, dass ich gerne seine Wange streicheln würde. Er



lacht, seine Augen verengen sich noch mehr, jetzt sind es zwei Linien: Linie Punkt Linie.

Aus einem Notizbuch zieht er zwei ausgeschnittene Photos von einem molligen Mädchen mit dicken Beinen. Er will meine Meinung - was sagst du, ist sie hübsch? Ich verstehe nicht, aber antworte höflich, dass sie ganz gut aussieht. Ich bin es, sagt er stolz, auf Gaypartys bin ich Transvestit. Ich habe einen Horror vor Transvestiten, es schaudert mich bis auf die Knochen, aber ich kann ihm das nicht sagen; ich versuche mein Lächeln zu bewahren und nicke, eigentlich höre ich ihm nicht zu.

Sein Handy klingelt; er wird ein anderer, ernsthaft, respektvoll, er sagt 2 mal *yes sir* und legt auf; ich erfahre, dass man in Singapur drei Sprachen

spricht und die Leute verständigen sich auf Englisch.

Dann wird er wieder er selbst, jammert dass er keinen Freund hat, sein Geliebter hat ihn vor einem halben Jahr verlassen und jetzt ist er allein. *I'm fat*, seufzt er. Und wenn schon, ermutige ich ihn, du bist *cute*. Wie alt bist du?, frage ich ihn. 23. Du? 30. Er verlangt meinen Ausweis, überprüft das Photo, guckt mich an, dann das Photo. „Du siehst älter aus, als auf dem Bild“, kommentiert er. Ich hatte einen Kinnbart, deshalb.

Er fragt mich, ob ich beim Militär war - ja war ich, aber es war ein Witz, ich habe kaum gelernt zu schießen. Ja? - bei ihm war's genauso, er hat ein paar Papiere umgedreht und Spiele auf dem Handy gespielt. Er lacht, scheint glücklich darüber, dass er mir ge-



.....
fällt. Er ist mollig und hat Probleme,
jemanden zu finden.

Es sind mehr als 20 Minuten vergangen,
er würde gar nicht mehr gehen und so
empfinde ich es auch, ich würde ihn im-
mer neben mir halten. Wann fliegt dein
Flugzeug ab? Um 12:00 Uhr. Ok, um 11 ist
Feierabend und ich habe für eine halbe
Stunde frei.

Gut, aber ich muss eine Stunde vor Abflug
einchecken, sage ich. Ich arbeite hier,
trust me, lächelt er.

Ich begleite ihn zu Gate 15 auf dem an-
deren Terminal, wo er arbeitet.
Als wir an einer high-tech Photokabine
vorbeikommen, frage ich ihn, ob wir bei-
de ein Photo machen können. Kein Prob-
lem, lacht er professionell, das ist
erlaubt. Das Photo ist nach 15 Sekunden
fertig - es ist eine Art Abziehbild, wie
vom Jahrmarkt, umrahmt von Herzchen und

einer Wolke lila Sternchen. Ich gebe
ihm auch eines, dann trennen wir uns.

Ich bleibe allein. Es stresst mich,
dass die Dinge sich meiner Kontrolle
entziehen könnten - der Flug dauert 20
Stunden und wenn ich jemanden brauche,
brauche ich ihn wie ein Medikament,
aber Sex ist kein Medikament.

Ich spaziere weiter durch den Flug-
hafen, kehre auf die Terrasse zurück
- ich werde nie wieder mit dem äqua-
torialen Klima in Berührung kommen.
Die Luft ist stickig, als ob sie nicht
ausreiche, wie in einem Raum in dem zu
viel geatmet wird. Ein dichter Regen,
mit winzig kleinen klebrigen Tropfen,
eine Art warmer, flüssiger Nebel geht
nieder - darüber beginnt eine Überda-
chung, die den schwarzen Himmel ver-
deckt, leise zu summen. Ich stütze die
Ellbogen auf einen Tisch am Rande der

Terrasse, dass ich etwas von der Landschaft sehen kann - flach und fad, mit milchigen Neonlampen, weißen Lagerhallen und gelben Maschinen, alles zu einem Streifen aufgereiht.

Am Nebentisch sind ein paar Engländer - aber es kümmert mich nicht, ihre aufdringliche Sprache macht mir nichts mehr aus; wir sind auf neutralem Gebiet, nicht ihres, nicht meines, hier sind wir anonym und gleich. Ich pöple in der Nase, mache kleine Kügelchen, die ich lässig über die Terrasse nach draußen schnippe.

Ich kehre zurück zum Terminal, wo Nazri mit dem Metalldetektor über die Körper der Leute fährt. Es gefällt mir ihn anzuschauen, er scheint ein anderer zu sein, ein anonymes Profil mit höflichem Lächeln im Gesicht, sexuell neutral; es kommt mir komisch vor, dass ich ihn in

ein paar Minuten in den Armen halten werde.

Er verspätet sich, hört 10 Minuten später auf - uns bleiben also 20 Minuten.

Er fragt mich, ob ich das Klima hier vertrage, denn da, wo wir hingehen, gibt es keine Klimaanlage. Ja, es geht, plötzlich fühle ich mich stark und *anything goes*.

Wir nehmen den Fahrstuhl, in der Kabine küssen wir uns und umarmen uns. Woher soll ich wissen, was hinter den Schlitz vor sich geht, aber ich spüre ihn warm, sauber, durchsichtig. Wir steigen ins Erdgeschoss ab, das äquatoriale Klima erschlägt wieder meine Sinne, er führt mich durch ein paar Korridore, dann steigen wir ein paar Treppen hoch - es sind Fluchttreppen,



erklärt er mir, niemand steigt hier hoch.

Wir halten irgendwo zwischen den Etagen an. Er dreht sich zu mir und verharret abwartend in dieser Haltung. Ich nehme ihn in die Arme, küsse ihn und durch den Schock der Umarmung bekomme ich einen Steifen. Meine Hosen sind weit und darunter trage ich keine Unterhosen, daher erwarte ich, dass er seine Hand darauf legt - aber er tut es nicht, er steht nur da, damit ich ihn küsse und liebe.

Ich fühle mich sicher mit ihm, nichts Aggressives und Sexuelles. Ich versuche seinen Schlitz zu öffnen, aber er widersetzt sich erschrocken. Er ist gestresst und es gefällt mir, dass er gestresst ist, ich streichle ihn im Gesicht, damit er sich beruhigt. Ich streichle ihn weiter mit dem Handrücken die Wange und mit der anderen Hand öff-

ne ich seine Hose - diesmal widersetzt er sich nicht mehr, ich höre wie er leicht und regelmäßig atmet.

Er hat kleine, unterentwickelte Eier - aber keine Spur von einem Schwanz. Das macht mich stutzig, ich sehe nach unten und sehe nur eine Art beschnittene Eichel - er hat einen winzigen Penis, fast zweidimensional, ein atavistisches Rudiment eines Organs, das seine Funktion verloren hat.

Er steht gefügig da, während ich ihn untersuche und ich fahre eingenommen mit der Fingerkuppe über dieses Rudiment eines Pimmels vergraben in Fett - so erigiert ist er hart und platt wie ein Knopf. Ich bekomme Mitleid mit ihm und es setzt sich mir das Bild eines unglücklichen und sanften Jungen zusammen, der sich mit 14 schämt vor anderen zu pissen, ein Junge, der obwohl hetero geboren, Gefallen an Jungs



finden muss, weil er keine Wahl hat, er muss eine Art Frau werden, weil er keine andere Chance hat.

Er versucht mir die Bänder meiner Hose zu lösen, aber er scheitert am Knoten. Ich mache ihn auf - er geht auf die Knie und nimmt ihn in den Mund. Aber das will ich nicht, in diesem Moment brauche ich wie ein Medikament und Sex ist kein Medikament.

Ich lege eine Hand an seinen Bart, hebe leicht sein Kopf und sage ihm, dass ich keinen Sex will, dass es sich gut so anfühlt und ich nicht mehr brauche. Er versteht erst nicht, runzelt die Stirn, aber dann erhellt sich sein Gesicht, *aaa, I see.*

Nachdem er sich wieder aufgerichtet hat, nehme ich seine Wange in die Handfläche. Sein Gesicht ist konvex, gewölbt, mit

kleinen Augen und glatter Haut, ohne jedes Haar - eigentlich setzt sich nur der Bart aus ein paar Härchen zusammen und ein Flaum markiert den Ort, an dem eigentlich der Schnauzer wäre. Ich studiere ganz eingenommen sein Gesicht: Seine Augen sind matt, man kann nicht in ihnen lesen - die ängstlichen Kontraktionen seiner Pupillen versinken im matten Schwarz seiner Iris.

Er lässt mich machen, was ich will und das gefällt mir an ihm, dass er so verharzt, glücklich über die Zuneigung, die ich ihm gebe und er verlangt nicht mehr. Ich umfasse ihn mit den Armen und richte ihn vom Boden auf - sein Körper scheint mir unglaublich dicht zu sein; in diesem Moment übereilen sich die Dinge, es bleiben noch ein paar Minuten.



Er löst sich aus meiner Umarmung, fertig, du musst gehen, du verpasst deinen Flug. Wir treten in den Flughafen ein, ich höre meine Stimme, abgehackt, heiser; in diesem Moment würde ich alles tun für diesen Jungen, in diesem Moment würde ich ihn mit in mein armes Land nehmen und würde mein ganzes Leben lang für ihn sorgen, in diesem Moment würde ich 12 Stunden am Tag arbeiten, dass es ihm besser gehe.

Wir erreichen das Gate, die Leute haben schon lange eingchecked. Er hat keinen Emailaccount, er hat es nicht mit Internet und Computern. Er kramt sein Notizbuch heraus, schreibt eine Telefonnummer auf und ich weiß schon, dass ich ihn nicht anrufen werde. Ich bin pleite und werde meiner Familie auf der Tasche liegen. Er will die Seite ausreißen, aber überlegt es sich dann anders, halt

mal, sagt er, auf der Innenseite des Einbands ist ein Bild von mir.

Ich sehe das Bild an, ich sehe ihn an, er ist niedlich und harmlos, so wie alle Menschen sein sollten, damit du dich sicher unter ihnen fühlst. Komm, dass ich dich umarme, sage ich, aber er schüttelt den Kopf, während der Arbeitszeit ist es ihm nicht gestattet emotional mit Passagieren zu interagieren, *not even relatives*. Wir drücken uns kräftig die Hand, eine Sekunde verlängert.

Im Flugzeug falle ich schnell in einen luftigen, geruhsamen, schwerelosen Schlaf und wache auch so auf, klar und leicht. Kein Gehirnschlag, keine Unsicherheit. In diesem Zustand würde ich mich überall zu Hause fühlen (bloß nicht in Neuseeland).



Wann ändern sich die Tage

SEITE 46

Andreas Reichelsdorfer, Wien

Zwei Tage hatte er dafür veranschlagt. Zudem sah man, dass seine Schnürsenkel rot wurden. Verfärbungen hatten sich auch in die Wangen gegraben, taube Hände lagen in den Manteltaschen.

Als er den Flur entlang ging, platzte das Hirn. Eine Bahn überfunktionierte, etwas staute sich, bis nichts mehr durch konnte, dann kam es zur Explosion. Vor ein paar Wochen waren die Ergebnisse hereingekommen.

Gespräch mit Benicio, DI, 16:45

B: Komm, wir gehen eine rauchen.

S: Aber draußen ist's kalt.

B: Das macht nichts. Zwei Minuten schaden nicht.

S: Ich geh nicht mit. Geh du rauchen. Ich steh Wache.

B: Wache, wofür? Sieh dich um, es ist niemand hier, der uns Schaden zufügen könnte.

S: Es kann jemand kommen. Im Moment sind vielleicht alle weg. Es kann jederzeit jemand wiederkommen.

B (lacht): Und dann? Erwischen sie uns? Wobei?

S: Ich will nicht rauchen. Ich will gar nichts.

B: Ich geh rauchen. Warte du auf die Apokalypse!

S: Die wird nicht kommen.

B: Cheers!

Es drangen Strahlen durch die Vorhänge. Die Wohnung war länger nicht ge-



lüftet worden. Es sah nach Nebel aus: Nebel, der nicht kam, Nebel, der Luft blieb. Die gelben Vorhänge wurden zu grün, zu braun. Kalk setzte sich ab, Rauch flirrte durch das Zimmer. Die Hände hatten Risse.

„Man müsste schreien“, dachte er, „oder schreiben.“ Zur Zeit ist es ein Sautall. Graue Gedanken und ein Meer. Zu Fuß müsste man die Wege abgehen, aber die Müdigkeit. Tauben flatterten an den Scheiben vorüber, weiße Tauben, und sie transportierten Botschaften an einen anderen Ort.

Ein paar Tage wurden multipliziert und erstickten in der Zeit. Niemand hat sie mehr wiedergesehen. An der Tür hingen einige Zettel. Die Türen wurden nicht geöffnet. Er dachte: Wenn sich etwas daraus ergibt, dann ist das nicht sicher. Über den Köpfen sollte etwas an-

deres stehen, aber da ist nichts. Wenn man es einmal hereinlässt, geht es nie mehr weg.

Flirrend, krachend kamen die Gedanken wieder herein. Die Haare waren verklebt und das Blut an den Schläfen noch nicht getrocknet. Der Hammer lag in einer Ecke. Es hatte sich nichts geändert: Sich selbst zu verletzen, war keine Lösung. Die Lösung lag irgendwo auf der Straße, in der Gosse, im U-Bahn-Schacht. Sie war dort begraben unter einer Zeitung, unter einer Bierdose. Es würde wiederkommen. Das würde sich finden.

Gespräch mit Benicio, MI, 19:10

B: Ich hab einen erschlagen.

S: Was?

B: Ich hab mein alter Ego erschlagen.



S: Ich dachte einen Menschen.

B: Das ist ein Mensch, das war ich. Ich existiere jetzt nicht mehr richtig, aber es scheint leichter zu laufen. Mein Körper existiert noch.

S: War es zum Besseren?

B: Ich weiß es nicht, ich kann es nicht beurteilen. Ich denke schon. Es ist grauer geworden, aber auch weicher. Nichts kann mir mehr etwas anhaben.

S: Weder Wind noch Menschen?

B: Menschen können mir nichts mehr anhaben.

S: Was ist mit den Worten der Menschen?

B: Die Worte der Menschen können mir nichts mehr anhaben. Ich höre sie gar nicht mehr. Ich sehe sie nicht mehr vor mir. Der Mensch, der das verstanden hat, ist tot.

S: Wie?

B: Einfach ein Schlag mit dem Hammer auf die Schläfen. Blut, Schweiß und langes, langes Warten.

S: Mit Warten vergeht nichts.

B: In diesem Fall schon. Heilung ist Warten. Nachdem die Hälfte von dir nicht mehr existiert, brauchst du eine Zeit der Rehabilitation. Dann kannst du wieder hinausgehen.

S: Weicher? Weniger Lärm?

B: Es dringt nur noch ein Bruchteil der Worte hinein. Das Andere verschwindet im Nichts.

S: Und das ist Heilung?

B: Für mich war es heilsam. Das muss jeder für sich selbst wissen. Vielleicht können es manche doppelt aushalten. Ich habe noch keinen getroffen.

S: Ich auch nicht.

B: Der Hammer liegt im Vorzimmer.

Müde steht Sonny zwischen den Maschinen. Sie sind für eine kurze Zeit abgestellt worden. Es tut sich nichts.



Alle sind verschwunden. Er betrachtet ein bisschen die Medikamente in den Gängen: Sie stehen dort sorgfältig geordnet, mit Positionsziffern versehen. Alle Gänge, alle Regale, alle Fächer sind nummeriert. Er nimmt ein paar Schmerztabletten.

Die anderen kamen dann nicht mehr herein. Und die Wolken waren auch nicht mehr da, als der Tag zu Ende ging. Der Himmel war dunkel. Die Stadt war weiter drinnen, man würde dort hineingehen. Der Bus und die U-Bahn würden einen dorthin zurückführen. Man konnte nicht anders.



DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **`www.parsimonie.de`**



Redaktion:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschrift:

Markus Michalek
Schellingstr. 48
80799 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf:
www.parsimonie.de
info@youknowit.parsimonie.de

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren
verantwortlich.

ISSN: 2194-1505

